

(Nachdruck verboten.)

18]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

Aber — der „Kirritogstrunk“ tat wieder das seine! Es war ein guter Tropfen, den Jürj seit einem Jahrzehnt im Keller hielt, nur selten ausließ und immer eigenhändig mit dem „Lupfa“ hervorholte, wie hierzulande der Heber genannt wurde. Dazu kam die kräftige Rindsuppe, auf der die Fett-Augen nur so herumschwammen, die junge Schmorngans, die das ganze Haus mit ihrem „Gruch'n“ erfüllte, die hochaufgekupften Schüsseln mit „Bacht“, die überall herumstanden, wo sich nur irgendein Plätzchen fand. Jürjs Töchter trugen die Speisen auf. Beide schöne, blondhaarige Dirnen, denen der Kirchtagsstaat ganz besonders saß. Annaliese, die Ältere, kurzweg Riesel genannt, war Braut und gebaute sich schon als solche. Ruhig, gesetzt, im sicheren Gefühl der Würde, die ihr nicht lange mehr ausbleiben konnte. Von Liebe war freilich auch bei diesem „Verspruch“ keine Rede. Man nahm sich, nicht etwa, weil das Blut in heißen Wellen zueinander drängte, sondern weil die Aussteuer der Braut und das „Leh'n“ des Bräutigams es gestatteten. Alles andere mußte sich von selbst finden. Und wie viele waren anders Mann und Weib geworden, hier herum?

Der Riesel freilich hatte die Sache anfangs weniger gefallen. Mit ihrem dicken, schweren Blondhaar, das ihr gelöst wie „der Mantel uns'rer lieben Frau“ über die Schultern fiel; dem „dunklen Blauaug“, in dem die lachende Jugend der Mutter noch einmal auferstand; der schlanken und doch „molleten“ Gestalt, galt sie als die hübscheste Dirne des Ortes. Und so mancher Bursch hatte sich vor ihrer Kammer heiser wie ein „Marzifater“ geschrien, ohne daß die Schöne das „Fenster!“ geöffnet.

Trotz dieser scheinbaren Herbheit aber kochte heißes Blut in den Adern des Mädchens, das Blut der Mutter, deren Eltern aus den sonnigen Weinlanden Niederösterreichs eingewandert waren, und ihr Stolz war nicht ohne eine gewisse Koketterie. Der leichte, fast damenhaft wiegegange der Dirne, ihr herber und doch auch wieder lei' anlodender Blick und diese schweren armdicken Höpfe, die wie zwei goldene Schlangen über die Schultern baumelten — sie hatten es auch dem gnädigen Herrn von Lorowits angetan, und wer weiß, ob die Alten ihr Kind so zur Ehe gedrängt hätten, wäre diese gleichende Gefahr nicht wie ein stetes Blendwerk des Teufels vor dem Aug' des schönen Mädchens gestanden. Ihres Kindes waren sie ja sicher. Aber konnte man wissen, was dem gnädigen Herrn einfiel, um seinen Willen zu haben? Und was ihm nicht einfallen mochte, dazu fand der „Mexikaner“ den Weg. Ja, billig mußte man sich wundern, daß er ihn nicht schon gefunden. Aber nun war er ja daran, wie die Quälereien zeigten, mit denen der gnädige Herr den Vater des Mädchens heimsuchte. Schon darum war es gut, das Mädchen unter die Haube zu bringen und dem jungen Wüßling als ehrlicher Mann die Zähne zu zeigen, wie Jürj es tat.

Auch bei Tisch wurde kein Wort über die Sache gesprochen. So wollte es die Mutter. Wenn der Alte schon seine Sorgen hatte — das Essen wenigstens sollte ihm schmecken. Und es schmeckte ihm auch! Immer wieder langte er in die Schüssel, füllte er sein Glas. „A wengerl gach trink'n tuat'r!“ dachte Resl. Aber war das nicht auch gut — heute? Der Wein brach nicht nur die Sorgen, er gab auch Mut und Kraft, und weiß Gott, wie bald ihr Alter die brauchen würde! Und je länger er trank, je mehr seine Wangen sich röteten, seine Augen blühten, desto lieber sah sie ihn an. Ordentlich jung kam er ihr wieder vor, ihr Jürj!

Nichtig erwischte er sie bei einem solchen Blick. Wie ein Gruß aus alten Zeit war es, da sie aus ihrem Kammerfenster in Erdberg auf ihn herabgelächelt. Und weil er wußte, mit wie viel Kummer und Sorgen sie sich die ganze Woche getragen, wollte er ihr all das mit einem lieben Wort zurückgeben. Mit einer Verheißung, in der auch noch etwas von den „alten Zeiten“ wiederklang, die ihn aus ihrem verschämten Blick eben so innig angelächelt.

„Resl, pass' auf, mir zwoa tonz'n heunt' no!“ rief er laut, rief es über die ganze Länge des Tisches herüber, vor Kindern

und Kindeskindern und schlug dabei so vergnügt in den Tisch, daß Gläser und Schüsseln mit einem leisen Geklirr antworteten.

„War' nit aus,“ erwiderte Resl, halb erschrocken, halb erfreut. Und als ihre Kinder mit einem nachsichtigen Lachen einfielen, schlug sie die Schürze vor's Antlitz und lief zur Tür hinaus.

„So viel g'schami is' no, Enker Mhn!“ nickte Jürj befriedigt. „Ober's nuht ihr nix. Heunt muah' s' wieder amol d'ron. Zustament heunt'!“

Der junge Bauer blickte sein Weib an — die Bäuerin den Gatten. Der „Schwieger“ wollte ihnen nicht recht gefallen heute. War es denn möglich, daß er sich so gar keine Sorgen machte? Wo er doch zum zweitenmal der Herrschaft Trost bot? Keines aber wagte ein Wort zu reden. Und als die Tanzlustigen drinnen zum Ausbruch drängten, erhob sich auch Jürj.

„Kämmi's, der Nehl führt enk heunt zum Rezelter!“ Die Kinder jauchzten auf, die Erwachsenen lächelten.

„I hob g'moant, der Hannes wollt' a kamma?“ fragte Resl, die eben wieder eintrat.

Jürj dachte eine Weile nach. „So so, der Hannes!“ Eine Wolke glitt über sein Antlitz.

„No, er find't uns jo unter der Gütt'n a no!“ entschied Resl resolut. Während all' der Jahre ihrer Ehe hatte sie mit dem Bruder des Gatten einen heimlichen Krieg geführt. „Aus purer Eifersucht,“ wie Hannes nachsichtig meinte. Denn die Liebe der beiden Brüder war im ganzen Kreis sprichwörtlich geworden. War es doch eine Liebe, die nicht nur in den Worten lebte, die auch in schönen Taten, in einem wirklichen Opfer ihren reinen Ausdruck gefunden hatte. Als Jürj, der etwas brustschwach war, zum Militär sollte, erbot sich Hannes, für ihn zu dienen. Obwohl er seine eigenen Jahre schon längst hinter sich hatte. Alles in zarter Sorge um das Wohl des Jüngeren. Konnte ihm Jürj das jemals vergessen? Auch Resl hält es ihm zu Dank wissen sollen. War es doch gerade diese schöne Brudertat, die es Jürj ermöglichte, seine Braut heimzuführen. Aber — „wia die Weiber schon san!“ meinte Jürj verlegen, so oft Hannes von der Abneigung der Schwägerin sprach. Sie wollte nun einmal ihren Jürj mit niemanden teilen — nicht einmal mit seinem Bruder. Und Hannes hatte sich im Laufe der Jahre dareingefunden, war immer seltener und seltener gekommen. Gerade nur die Sonn- und Festtage hatten sich die Brüder nicht nehmen lassen. Nun setzte Resl auch das durch, zum erstenmal! Jürj ging fort, ohne dem Hannes einen „Kirritog“ zuzutrinken. So ganz gehörte er ihr heute — ihr allein!

In seinem Innersten empfand Jürj sehr wohl, was er dem Bruder damit antat. Und ganz heimlich gestand er sich auch, daß er es weniger der Resl zulieb tat, als sich selbst. Er fürchtete den kummervollen Blick des Älteren — den stillen Vorwurf, der aus den treuen Augen des frommen Bruders sah und ihn noch immer nicht zur Ruhe kommen ließ. So weit war ja alles gut. Das Essen hatte ihm geschmeckt, der alte Wein ihm Kraft und Mut gegeben, aber... hatte er bei all dem fröhlichen Geschmaus und Getu' nicht doch immer wieder die Augen des Bruders gesehen? Groß und traurig auf ihn gerichtet, mit diesem Blick, in dem eine Angst lebte, die doch nichts anderes war, als die alte Liebe?!

Nun stieß ihn dieser Blick auch zum Hause hinaus. Er konnte ihm heute einfach nicht standhalten.

An jeder Hand ein Entleind, schritt er den Seinen voran. „Mir gengan irzt um'n lebzeltenen Reider!“ rief er den Weibsleuten zurück. „Stell's ös enk derweil unter der „Gütt'n“ auf!“ Die Kinder lachten ihn an, von fern klang die Russ. ... Und den Tag hatte ihm die Herrschaft verderben wollen! „Zustament!“ dachte er wieder.

Schon begann sich die Jugend auf dem Tanzplatz zu sammeln. Rechts standen die Burschen, links die „Mensch“, zwei blühende Halbkreise, die einen neuen Ring des Lebens schlossen. Weiter rückwärts stellten sich Mütter und Väter auf, oder wer sonst zuseh'n wollte, ohne mitzuhalten.

Der Predal, der es im Laufe der Jahre durchzusehen gewußt, daß die „Gütt'n“ vor seinem Gasthaus aufgeschlagen wurde, strich an diesem Tag nur so das Geld ein. Es war wohl durchaus herrschaftliches Gebräu, das er bei solchen

Belegenheiten ausschenten mußte, doch der „Böhm“ und der herrschaftliche Kellermeister sorgten schon, das immer noch einmal so viel ausgeschenkt wurde, als zur Verrechnung kam. Nicht, daß der Kellermeister deshalb nur um ein Gebinde mehr hergab. Die Bauern kauften noch einmal so viel Wasser mit dem herrschaftlichen Trunt.

Von Bude zu Bude schritt Jürth mit den Kindern, kaufte Da einen Lebkuchen, dort eine kleine Trompete, zuletzt ein paar bunte Lächer für die Weiber. Und die Kinder zwitzelten ihm auch die letzten Sorgen aus der Seele. Wie einen Schuß empfand er diesen warmen Kreis des Lebens, der sich voll Liebe und Treue um ihm schlang. Was konnte ihm die Herrschaft antun? „Selbst wenn sie mich von Haus und Hof jagen,“ dachte er, „diese weichen Kinderhänd’, die jetzt so warm in den meinen liegen, von denen kann mich niemand losreißen, niemand!“ Ordentlich übermütig wurde er zuletzt, und als er die Kleinen wieder den Weibskleuten zuführte und Lebkuchen und Lächer verteilte, fand Resl auch nicht einen Schatten mehr in dem lieben, alten Antlitz. „So is’s recht,“ dachte sie, „Und irrt konn der Hannes mein-tweg’n nochitamma!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

16]

Die Meisterin.

Mit ihrer Verachtung, die ihn für sie und das Haus aus der Riste der Lebendigen gestrichen, hatte sie ihn niedergezwungen. Und doch nicht mit dieser Verachtung allein.

Aus ihm selbst heraus kam ein Neues hinzu, das ihr half:

Als der Knabe ihm so unerwartet die Botschaft der Mutter zurief, erging es ihm wie einem, der aus großer Höhe niederstürzt und im Augenblick des Falles sein ganzes Leben in jagenden Bildern überblickt. In einem traumhaften Augenblick stand sein Glend, stand alles vor ihm, was er gesündigt hatte an seinem Weibe, an seinem Kinde, an sich selbst, stand riesengroß und vernichtend vor ihm die Schuld, um derenwillen, das wußte er, sein Weib ihn jetzt rief.

Und mit der Erkenntnis seiner Schuld erwachte die Furcht vor ihren Folgen in ihm.

Diese Furcht war es vor allem, die ihn wieder unter den Willen der Frau zwang, mit der ihn nichts mehr verknüpfte, als nur ein äußerliches, aber unzerbrechbares Band.

Wie ein Träumender hatte Rother dagesessen und nichts von dem wahrgenommen, was sich zwischen dem Schuster und seinem Sohn zugetragen hatte. Als Paul ihm mit der Stimme, die ihm klang wie die seines Weibes, zum dritten Male seine Botschaft zuschrie, erhob er sich schwerfällig und schob sich wie ein Halbgetäubter hinter dem Tische vor.

Man wollte ihn halten, er gab keine Antwort; der Schuster höhnte, er hörte es nicht, und als der Freund ihn am Arme festhielt, riß er sich los.

Wie ein Nachtwandler auf schmalen Füßen schwankte er zur Tür.

Im Dorf war es schon stille; hier und da schlug, wenn sie vorüber kamen, in einem Gehöft ein Hund an. Groß und leuchtend strahlten die Sterne vom Himmel durch die laue Frühlingsnacht.

Wie von einem unsichtbaren Bande gezogen, trottelten die Beiden, der Junge immer dicht hinter dem Vater, das Dorf entlang, und wie sie in den Hof einbogen, schlug die Kirchturmuhr die gehnte Stunde.

Heber die rötlich erhellten Scheiben der Wohnstubenfenster huschte ab und zu ein erregter Schatten; das war, wenn die kleine, Kugelrunde Gestalt, die heftig gestikulierend in der Stube hin und her schob, vor die Lampe kam. Am Tisch aber, das harte Gesicht nur halb von der rötlichen Helle bestrahlt, stand die Meisterin, steil gerichtet, den Kopf ein wenig nach hinten gebogen.

Wie Rother sie durch die Scheiben sah, lief ein Zittern durch seine Glieder.

Die unbeweglichen Augen, die wieder die alte Gewalt über ihn ausübten, sahen ihn nicht an, als er mit dem Knaben in die Stube trat, es schien, als wenn sie durch Türen und Mauern in eine weite Ferne blickten, und doch fühlte er, wie ihr Blick ihn durchdrang, seine Seele durchwühlte und verzweifelt von ihm abließ.

Sie rief den Sohn zu sich:

„Sag Gute Nacht und geh rauf in Deine Kammer!“

Paul gab dem fremden Herrn, der bei ihrem Eintritt noch erregter geworden war, die Hand und wollte sie dem Vater auch zeigen, als die Mutter ihn hart zurückrief:

„Gib mir einen Kuß!“

Verwundert blickte der Junge zu ihr auf, und auch der Alte sah erstaunt nach ihr hin: es war doch sonst nicht ihre Art, Zärtlichkeiten zu geben und zu nehmen, schon gar nicht, wenn Fremde dabei waren.

Sie erfaßte das Bögen des Knaben mit misstrauischem Blick, und als sie seine Lippen flüchtig berührt hatte, sagte sie hart:

„Du hast Schnaps getrunken — im Kretscham!“

Der Knabe fing an zu zittern:

„Nein . . . Mutter . . . nein!“ stammelte er

„Saug mich an!“

Und als er es getan, prüfte sie mit eindringlichem Blick sein Gesicht.

„Sag noch ’n mal nein, Weinn Du kannst!“

Dabei band sie seinen Blick an ihr Auge.

„Nein, Mutter, wahrhaftig nicht!“ beteuerte er.

„Geh!“

Verwundert hatte der kleine Dide, der einige Augenblicke darüber sogar seine Aufgeregtheit vergessen, die kleine Szene beobachtet. Nun schüttelte er, seine Wanderung durch die Stube fortsetzend, den Kopf und brummte vor sich hin: „Dulle Frau! Poß Blick! Eine dulle Frau!“

An einer Stelle knarrte die bedenbelegte Diele unter dem schweren Hin- und Hergehen des Diden, und der quarrrende Ton, der wie ein Rechzen klang, war der einzige Laut, der die schwüle Stille unterbrach.

Plötzlich blieb er vor dem Meister stehen und fixierte ihn scharf:

„Haben Sie Wechsel auf mich gemacht, hä?“

Wie aus Traumland kehrte der Blick Rotherz zurück und hing sich an das aufgequollene Gesicht des Gastwirts aus der Kreisstadt, für den sie die große Lieferung in Arbeit hatten.

„Was?“ fragte er ein wenig verwundert.

Bis in den feisten Nacken hinab krebstrot werdend, schrie der Dide ihm seine Anklage grob ins Gesicht:

„Sie haben Wechsel auf mich gefälscht!“

„Ja!“

„Meinen Namen haben Sie unterschrieben!“

„Ja!“

„A Betrüger sind Sie, ins Zuchthaus gehören Sie!“ tobte der Gastwirt, den das Bekenntnis des Meisters ganz aus dem Häuschen gebracht hatte.

„Ja,“ antwortete Rother aufs neue ganz apathisch und sah stumpf vor sich hin. Er hatte sich, was er getan, zwar so schlimm nicht gedacht: das Geld war ja in seiner Werkstatt verdient worden. Aber wenn der kleine Dide da es sagte, daß er ins Zuchthaus gehörte, konnte es schon sein.

Da griff die Frau ein:

„Mit dem rechne ich ab, Herr Hanke,“ stieß ihre harte Stimme zwischen die beiden.

„Ja, aber mein Geld, mein Geld!“ jammerte der Gastwirt

„Ich hab’s Ihnen schon gesagt: das schaff ich!“

Er blickte sie von unten herauf eine Weile an:

„Sie?“ fragte er zweifelnd.

„Uebermorgen nachmittag haben Sie alles, was die Rechnung ausmachen wird und was drüber is. Dann können Sie die Rechnung bezahlen, wann Sie wollen. Die letzten Stücke werden Sonnabend geliefert!“

Es ging ein Glänzen über das fettige Gesicht des Diden:

„Ich will bloß das haben, was drüber ist, bloß das! Sie sind eine dulle Frau, weiß Gott ja! Sie hätten einen bessern Mann verdient. Weil Sie mir leid tun, will ich auch von einer Anzeige absehen!“

„Das können Sie machen, wie Sie wollen!“

Die Freude, ohne Verlust davon zu kommen, machte den Kleinen ebenso quibbelig, wie die Wut, und er rannte wieder aufgeregt hin und her.

„Aber übermorgen muß ich’s Geld haben, sonst . . .!“

Drohend sah er von der Frau auf den Mann, vom Mann auf die Frau; plötzlich wallte die Wut noch einmal in ihm auf, und vor den Meister tretend, schrie er ihn an:

„Das sag ich Ihnen, wenn Sie mit meinem guten ehrlichen Namen noch amal Schindluder treiben . . . ich bring Sie ins Zuchthaus! Wahr und wahrhaftig, ich bring Sie ins Zuchthaus!“

Mit einem energischen Ruck wandte er sich zur Tür und trollte, etwas wie einen „Guten Abend“ vor sich hin brummend, hinaus.

Die Haustür knallte zu, Tritte klangen dumpf vom Hoppflaster wider, die kleine Zauntür quiekte in den rostigen Angeln wie eine getretene Rahe, dann stand eine schwere, stille Luft um die beiden in der Stube, die das Tiden der Wanduhr für sie unhörbar, das Geräusch des eigenen Atems einem jeden verstummten machte.

Endlich zerbrach die tonlose Stimme der Frau diese schwere Stille, in der sich das Schicksal dreier Menschen erfüllte.

Wie ein endgültiges Urteil klang, was sie sagte:

„Am dreiviertel Eins geht der Zug! In a paar Stunden kannst du drüber sein im Böhmischen.“

Wie ein Urteil nahm der Mann es auch hin, und sein Kopf sank tief auf die Brust.

„Was haste noch vom Geld?“

Er kramte in allen Taschen, brachte hier einen zerknüllten Schein, da ein Gold- oder Silberstück heraus. Als er es auf den Tisch legen wollte, mehrte sie:

„Behalt’s! Du wirst’s brauchen! Was ich da hab an Ware’n will ich noch drauflegen. Zieh Dir auch a guten Anzug an und nimm Dir Dein bissel Wäsche mit. Du sollst nich sagen, ich hab Dich verlumpt gehen lassen!“

Jetzt kam ihm erst voll zum Bewußtsein, was die Reden der Frau bedeuteten; es quoll jäh ein wütender Widerstand auf:

„Ich will aber nicht fort,“ schrie er und ballte die Fäuste. „Ich will nicht fort! Wo soll ich denn hin mit meinen morschen Knochen, hä? Was soll ich denn anfangen, hä? Wovon soll ich denn leben, hä? Das is ja überhaupt mein Haus und meine Werkstatt, und alles is meine! Du willst bloß alles für Dich graben, geht!“

Es klang wie das heulende Wehnen eines ungezogenen Kindes, aber es erschütterte die Frau doch im tiefsten Innern.

Sie ließ es sich nicht merken. Sie hatte ihn ausreden lassen, ohne mit einer Miene zu zucken; jetzt sah sie ihn mit hartem Blick an. War vorher noch ein leise mitbedingendes Erbarmen in ihrer Stimme gewesen, so schien es jetzt ganz daraus verschwunden zu sein.

„Wenn der Paul nicht wäre, ginge ich! So mußt du!“

„Ich will aber nicht!“ schrie er außer sich.

„Du mußt!“

„Wenn ich aber nicht geh?“

„Dann holt Dich morgen der Wachtmeister!“

„Er tut's ja nicht anzeigen, hat er gesagt!“

„Dann zeig ich's an!“

Entsetzt starrte er zu ihr hinüber.

„Du?“

„Ja . . . ich!“

Da ließ er den Kopf hängen, aller Widerstand in ihm war gebrochen; ein plötzliches Aufschluchzen durchschütterte seinen Körper.

Steil gerichtet stand sie in starrer Unerbittlichkeit am Tisch, noch an derselben Stelle als bei seinem Kommen, und ihre Mienen schienen wie aus Stein gemeißelt; ihr Herz aber, das noch immer an dem Manne hing, so schwere Schuld er auch auf sich geladen hatte, weinte blutige Tränen, und krampfhaft mußte sie sich zwingen, daß der graufame Schmerz ihr nicht die Besinnung nahm.

„Ich tät's nicht um mich,“ sagte sie mit einer tonlosen Stimme, die seltsam von dem harten Klang der Worte abfiel, die sie eben geäußert. „Es ist nur für den Jungen. Der Paul soll nicht zum Bettler werden. Das einzige, was Du noch tun kannst für ihn, das ist, daß Du freiwillig gehst . . . und . . . nicht mehr . . . wiederkommst! Damit der Paul seinen ehrlichen Namen behält!“

Kein Wehren war mehr in dem Manne, kein Trogen und kein stehendes Witten mehr; er war ganz in den Willen seines Weibes gegeben, daß er tun mußte, was sie ihn hieß. Er fühlte, wie sie ihn von sich stieß, hinaus aus Haus und Heimat, in die Nacht, in das Elend der Bettler und Vagabunden.

Da schwankte er taumelnd zur Tür.

Sie aber sank auf dem Stuhle nieder, der neben ihr stand, warf beide Arme über den Tisch, bettete den Kopf darauf und schluchzte wild in sich hinein in namenloser Qual.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herztestand im klassischen Altertum.

Es ist eine interessante Tatsache, daß der Herztestand, dessen Angehörige sich heute, den Anforderungen des modernen Lebens nachgebend, zu großen Organisationen zusammengeschlossen haben, um ihre wirtschaftliche und soziale Lage zu heben, schon in seinen Ursprüngen das Bild der heute wieder hervortretenden lastenmäßigen Abschließung zeigte. Bei dem Volk des klassischen Altertums, dessen Geistesleben auf die Kultur unserer Tage von so einschneidender Bedeutung gewesen ist, bei den Griechen, war auch im Anfang der Stand der Krankenheiler ein in sich straff organisiertes Gebilde: eiferfüchtig darüber wachend, daß ja kein „Außen-seiter“ seine Privilegien antaste. Wenn wir von den primitiven Zeiten absehen, da jedermann sein eigener Doktor war; wenn wir ferner jene Epoche unberücksichtigt lassen, in der die „Ärzte“ nur als Einzelercheinungen auftraten, Leute, die lange nachher zu mythischen Persönlichkeiten wurden, wie Asklepias oder Askulap, der spätere Gott der Heilkunst in Griechenland, oder der Zentaur Chiron aus Thessalien, der des ersteren Lehrer gewesen sein soll, ganz zu geschweigen verschiedener Götter und Göttinnen, die zeitweise „in Medizin machten“, wie Apollon, Artemis, Minerva — schließlich soll sich auch der sangesfrohe Orpheus zu dieser Kunst bekannt haben —, so begegnen uns die Priester als erste offizielle Vertreter der Heilkunde. Und zwar vornehmlich die Priester des Askulap, welche ihre Abstammung im Anfang von diesem Gotte selbst ableiteten; so daß wir hier eine ärztliche Familien- oder Stammesinstitution haben, die zu der der Leviten im Volke Israel verschiedene Analogien bietet. Unter ihren Nachkommen und Jüngern erbte sich die Kunst, Kranke zu heilen, fort; wobei die Tradition streng geheimgehalten wurde, um Außenstehenden keinerlei Einblick in die Praktiken dieser frommen Betrüger zu gestatten, welche ihre angemessene Vermittlerstellung zwischen dem Gotte und dem Hilfe heischenden Kranken mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgaben. Bemerkenswert ist, daß es damals nur eine „klinische“ Behandlungsweise gab, d. h. daß nur in den über ganz Griechenland zerstreuten Asklepiadentempeln selbst Kuren vorgenommen wurden, die Priesterärzte aber nicht etwa die Patienten in ihren Wohnungen aufsuchten.

Wie uns heute die Hygiene als hoffnungsvolle Tochter der modernen Medizin besichert wurde, so stand auch damals in den inmitten der herrlichsten Natur und in den gesündesten Landschaften gelegenen Tempeln neben dem Standbild des Heilgottes das seiner Tochter Hygiea. Man sieht an der Zahl der Heilgottheiten, daß die Griechen auch dem Prinzip huldigten, daß doppelt genährt besser

hält. Diese alten Priesterärzte zeigten sich, sofern sie nicht etwa selbst betrogene Betrüger waren, als hervorragend raffinierte Re-gisseure. Das Ungewohnte der neuen weisevollen Umgebung, die Veränderung des Klimas, die Ruhe dieser „heiligen“ Orte, ja das Vorhandensein sogar von Mineralquellen verbanden sie mit umständlichen zeremoniellen Wädern, diätetischen Einschränkungen der Ernährung und kulturellen Handlungen, um dem Patienten die Möglichkeit und Gewißheit einer Heilung zu suggerieren. Es ist anzunehmen, daß der sogenannte Tempelschlaf, dem sich nach den genannten Vorbereitungen jeder Kranke zu unterziehen hatte, wobei ihm im Traume Gott Askulap höchstselbst erschien und ihm Anweisungen für seine Kur gab, unter einer Art hypnotischen Einflusses seitens der Priester zustandegekommen ist. Daneben behaupteten allerdings auch rellere Kuren ihren Platz. Das wichtigste an der Sache — wenigstens für die Priester, die den schönen Bibelvers, daß geben seliger sei denn nehmen, ebensowenig kannten, wie ihn ihre heutigen „Kollegen von der anderen Fakultät“ befolgen — waren dann wohl schließlich die Weihgeschenke an die Gottheit, Nachbildungen der erkrankt gewesenen Glieder und Körperteile in Wachs, Holz, oder Metall, denen die sogenannten Potibtafeln beigelegt waren, kurze Darstellungen des Krankheitsfalles, die wir als die ersten Krankengeschichten ansprechen können und die deshalb von nicht geringem historischen Werte sind. Je mehr Erfolge nun die Priester mit ihren Kuren hatten, um so mehr gelüstete es sie (tout comme chez nous, ganz wie bei uns, schreibt der bekannte medizinische Literaturhistoriker Julius Pagel) nach neuen Taten; ihre klinische Tätigkeit erschien ihnen zu eng, sie traten heraus aus ihrer Abgeschlossenheit und besuchten Kranke auf deren Wunsch in ihren Wohnungen. Die einfache obwar unbeabsichtigte Folge war jetzt allerdings, daß sie ihre Geheimnisträumerei nicht mehr in der gewohnten Unber-frorenheit betreiben konnten und daß sie, wollten sie nicht einfach von eben so schlauen oder noch geschäftsfundigeren Spitzbuben wie sie selbst aus ihrer Rolle verdrängt werden, auch Laien, die also außerhalb der Asklepiadensippigkeit standen, als Schüler zulassen mußten. Doch umgaben sie ihren Stand, um die neuen Jünger sogleich dem „Plebs“ zu entzweien, mit einem großartigen Brim-borium von allerlei Formellram und Zeremonien, wodurch sie eine wirksame Schranke gegen etwaige Profanierungen errichteten.

Doch war auch hierdurch die Popularisierung nicht mehr aufzuhalten. Die neuen Elemente, die nun in die Heilkunst gelangten, Elemente, die den abergläubischen und betrügerischen religiösen Firlefanz durch rationale Beobachtungen der Natur und gründliches Studium der Krankheitsfälle ersetzten, gaben den Anstoß zu einer Reformation der Heilkunde und damit zu einem Fortschritt, gegen den sich die zünftigen Vertreter dieses priesterlichen Schwindels natürlich gestraubt hatten. So wurde dieser mystischen Methode, die trotzdem vielleicht weniger blödsinnig war als die Gesundheitserei und ähnlicher Unfug unseres „modernen, aufgeklärten Zeitalters“, ein Ziel gesetzt durch Außenstehende, durch nichtzünftlerische und daher auch von den Vorurteilen der Kunst nicht besangene Leute aus dem Volke, gerade in dem Augenblick, wo die Asklepiadenschulen insofern ihren höchsten Triumph feierten, als die Erfolge ihre Jünger zu expansiver Tätigkeit drängten und sie unter das Publikum schidten, um auch außerhalb der Tempel ihre Kunst zu üben. Mit dem Aufgeben der allerdings nicht mehr haltbaren Abgeschlossenheit der Priester- arztkaste gelang es dem Volke, das bisher nur Objekt gewesen war, endlich Subjekt zu werden. Auch hier wurde der Fortschritt von unten her erzwungen!

Der gesunde Menschenverstand und die strenge Wissenschaftlichkeit von Leuten, die ehrlich die Wahrheit suchten und keine Rücksicht auf materielle Standesinteressen nahmen, brach sich sieghaft Bahn. Die Naturphilosophen, als deren hervorragendster Vertreter Pythagoras genannt sei, bemächtigten sich auf dem Umwege über die Philosophie der Naturwissenschaften, zogen aus ihren naturwissenschaftlichen Beobachtungen ihre Schlüsse über allgemein gültige Naturgesetze und wandten diese auf die Medizin an. Diese exakte Methode hatte natürlich zur Folge, daß die Heilergebnisse der Naturphilosophen die der mehr als Kurpfuscher anzusprechenden Priester völlig in den Schatten stellten. Und als einige Angehörige dieses „ehrwürdigen“ Standes schließlich vor der Deffenlichkeit des regelrechten Betruges überführt worden waren, hatten die Priesterärzte als solche ihre zweideutige Rolle ausgespielt. Von Ort zu Ort flog das Gerücht von der Tüchtigkeit der neuen Ärzte. Und das allgemeine Bedürfnis nötigte einzelne, als Wanderärzte ihre Praxis auszuüben; wobei es häufig dazu kam, daß sie unterwegs von irgendeiner Kommune, in der sie vielleicht besondere Erfolge zu verzeichnen gehabt hatten, sozusagen engagiert und als Stadtärzte angestellt wurden mit der Verpflichtung, arme Kranke unentgeltlich zu behandeln: — eine Einrichtung, die später in Rom nachgeahmt wurde und sich auch heute in den russischen Semnas als segensreich erwiesen hat. Uebrigens hatten einzelne Priesterärzte schon früher so verfahren, und es gab sogar einen „Verband der Kommunalärzte“; ihrer Anregung war es zu verdanken, daß man schließlich so eine Art von Polikliniken errichtete, in denen namentlich die Massage wie die große und die kleine Chirurgie eifrig gepflegt wurden.

Nebenbei gab es noch eine Anzahl anderer Kategorien von Medizinalpersonen, ohne daß durch diese allerdings der Entwick-

Umgang der jungen Wissenschaft irgendwie sonderlich beeinflusst worden wäre. Es waren das Militärärzte, die vielleicht, wie noch heute, auch etwas Privatpraxis hatten; ferner die Gymnasten, das niedere Heilpersonal der Ringschulen, etwa unseren Heilgehilfen in orthopädischen Anstalten vergleichbar; sowie natürlich Hebammen. Auch eine Art Kassenärzte ist zu erwähnen, die sogenannten Architekten, welche nur für die Behandlung von Sklaven angestellt waren. Da ein ausgeprochenes Arbeiterproletariat damals nicht existierte, vielmehr die wirtschaftliche Rolle des modernen Arbeiters den Tausenden und Abertausenden von Sklaven zufiel, so liegt der Vergleich mit Kassenärzten, den J. Bagel anstellt, ziemlich nahe. Allerdings gingen diese Architekten selbst aus der Reihe der Sklaven hervor. Dieser Umstand, der auch später, zumal während der römischen Kaiserzeit, durchaus keine Seltenheit war (griechische Sklaven, im Höchstfalle freigelassene mußten sich häufig auf Befehl ihrer Herren oder Beschützer der Medizin widmen) mag dazu beigetragen haben, daß, abgesehen von einigen Ausnahmen, von Kapazitäten, die durch verblühende Heilerfolge die Welt in Erstaunen setzten, späterhin der Stand der Ärzte nicht gerade die hohe soziale Stellung besaß, die ihm in Anbetracht seiner sozialen Bedeutung gebührte, — vorausgesetzt, daß seine Vertreter sich ihrer würdig zeigten.

Die Konkurrenz, die auf diese Weise an allen Ecken und Enden den Priesterständen zu schaffen machte, nötigte diese, wollten sie nicht gänzlich in der Veressenheit verschwinden, ihren ganzen religiösen Hokusfokus, womit sie bei allen Leichtgläubigen Erwartungen von ihrer Wirklichkeit auch nicht im entferntesten rechtfertigenden Fähigkeit erwecken, bei der Krankenbehandlung fürderhin über Bord zu werfen. Sie wandelten, der Not der Zeit gehorchend, ihre Asklepiadenschulen in öffentliche Lehranstalten für die Heilkunde um. Die zeremonielle Anbetung der neuen Askulapjunger durch Eide usw. fiel fort und an Stelle der priesterlichen Taschenpielerakademien wurden aus den Asklepiadenschulen Stätten, in denen die Pflege echt wissenschaftlichen Geistes einen enormen Aufschwung der Heilkunde in die Wege leitete. So zerteilte das Volk durch die Auslese derjenigen, die wirklich etwas leisteten und darum auch Erfolge und Auf ernteten, die Askulap-priesterhaft aus ihrem wohlverwahrten Bau; der vom Publikum begünstigte freie Wettbewerbs machte neue Kräfte rege und ließ die besten triumphieren. An die Stelle der nur auf Geldschneiderei abgesehenen und durch ihren Mangel an tatsächlichen Kenntnissen direkt volksgesundheitsgefährlichen Priestermedizin trat nach langem Kampfe endlich die auf nüchternen Naturbeobachtung beruhende, zielbewußte wahre Wissenschaftlichkeit.

C. Cejo.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Spottbilder an blämischen Kirchenstühlen. In seinem wertvollen Werk „Le Genre satirique dans sculpture flamand“ gibt Maeterlind, der Kurator des Gentse Museums, interessante Aufschlüsse über die uralte, in ihrer Natürlichkeit so reizvolle Ornamentik der Holzschneidereien der blämischen Kirchen. Mit besonderer Liebe hat der unermüdete Sammler hauptsächlich das Kapitel der „Misericordes“ der Chorstühle behandelt, wie die Stühle benannt werden, auf die sich der bewegliche Sitz der Stühle beim Aufklappen stützt. „Misericordes“ finden sich nicht nur in Flandern, sondern häufig auch in den Kirchen und Kathedralen Frankreichs; aber die von blämischen Künstlern geschnittenen haben eine ganz besondere Note, die sie der zuweilen auch recht brutalen Realistik der Detailausführung verdanken. „Diese in Holz gemeißelten Karikaturen“, sagt Maeterlind, „machen sich weiblich über die Seitenprünge der Frauen und die Schwäche der Gatten lustig; sie verspotten gleichzeitige den Künstler wie den Herrn, die Mönche, die Priester, ja selbst die höchsten Würdenträger der Kirche. Sie lassen die Armut, das Verbrechen und die Prostitution lebendig passieren, und führen uns mit derber Anschaulichkeit die unerhörte Grausamkeit des Gerichtsverfahrens und die furchtbaren Strafen vor Augen, die man für die unglücklichen Opfer des Hegenwahns in Bereitschaft hatte.“ Die Darstellung der „Misericordes“ verschont selbst den schrecklichen Herrenmenschen der Feudalzeit nicht. Wir sehen an Chorstühlen aus dem 13. Jahrhundert das Bild des Gefürchteten mit seinem grimmen Bart, den weit aufgerissenen Augen und dem offenen Mund, dem sich wilde Drohungen zu entzwingen scheinen. Und rät weit davon tauchen auch die famosen grotesken Niesen auf, jene berühmten Niesen, die die blämische Bevölkerung bis heutigentags so in Ehren hält, daß sie bei allen Volksfesten aus den Kirchen herausgebracht werden, um bei den Umzügen ihren von altersher gesicherten Ehrenplatz zu erhalten.

Der Platz jener berühmten Niesen von Wetteren ist freilich heute verwaist. Maeterlind erzählt uns auch ihr tragisches Ende. Als Napoleon I. 1810 die Niederlande besuchte, erlebte er auf dem Wege von Brüssel nach Gent ein befremdliches Abenteuer. In Dordrecht, wo des Pferdewechsels wegen Station gemacht wurde, sah man plötzlich unter den Klängen einer barbarischen Musik einen Trupp Niesen nahen, die mit wuchtigem Taktschritt herstampften. Es waren die Niesen von Wetteren, die mit den Vertretern der

Stadtbehörde dem Zuge entgegenkamen. Ihr überraschendes Erscheinen jagte dem Bezwinger Europas einen gewaltigen Schrecken ein. Er gab sofort seiner Kavallerieskorte Befehl, die armen Niesen niederzusäbeln, von deren vielbestaunter Herrlichkeit bald nichts weiter übrig blieb als ein Haufen miserabler Holzspäne.

Daß die Hegen in dem Holzbildschmuck der „Misericordes“ zahlreich vertreten sind, ist im Grunde selbstverständlich. Die Objektivität der dargestellten Szenen, an denen unsere Väter freilich keinen Anstoß nahmen, war indessen der Grund, daß viele der Skulpturen vernichtet wurden. Diejenigen, die erhalten geblieben, zeigen uns Zauberer und Hegen, die auf dem obligaten Besenstiel zum Hegenabbat reiten.

Hygienisches.

Die sanitären Zustände in russischen Gefängnissen schildert in der letzten Nummer der „Medizinischen Klinik“ der Arzt Dr. Falk aus Moskau. Obwohl er nur mit offiziellen Zahlen arbeitet, gelangt er doch zu einer glatten Beurteilung des russischen Strafvollzugs. Wie „hygienisch“ es in den Gefängnissen von Väterchen Jar zugeht, zeigen folgende Tatsachen. Typhusfranke werden ohne weiteres mit den übrigen Gefangenen zusammen transportiert. Das sogenannte Essen ist sowohl an Menge und Qualität wie an Zubereitung und Abwechslung selbst bei der bescheidensten Ansprüche durchaus unzureichend. Der gemeinsame Arbeitsraum dient zugleich als gemeinsames Schlafzimmer, seine Luft wird verpestet durch den Gestank, der dem primitiven Löcherzimmerloft entsteigt, welches niemals desinifiziert wird. Spaziergänge stehen vielfach nur auf dem Papier und werden den Gefangenen von den Beamten einfach vorenthalten. Zahnpflege kennt man dort gar nicht, Spundnäpfe nur höchst selten, Taschentücher gelten als durchaus überflüssiger Luxus. Wird ein neuer Häftling eingeliefert, so steckt man ihn, ohne ihn erst zu haben, zu untersuchen und einzulassen, ohne weiteres schmutzig, wie er von der Landstraße kommt, in die gemeinsame Zelle; ist er krank, so kann er ungefürzt seine Genossen mit Schwindel oder Syphilis anstecken. Eigene Ärzte haben die Gefängnisse fast nie aufzuweisen, nur zuweilen praktiziert dort einer nebenbei. Im übrigen sind die kranken Gefangenen der schwarzen Kunst eines rohen Heilgehilfen ausgeliefert, dessen Tätigkeit direkt als gemeingefährlich zu bezeichnen ist. In der Krankenabteilung, die nicht etwa von dem übrigen Gefängnis abgetrennt ist, ist das Essen genau so miserabel wie im allgemeinen. Instrumente und andere Hilfsmittel zur Untersuchung sucht man dort vergeblich. Naturgemäß ist es nicht verwunderlich, daß in diesen Gefängnissen die Erkrankungs- und die Sterblichkeit erschreckend hoch sind und daß namentlich die Schwindel furchtbare Opfer fordert. Fremden Ärzten und anderen Besuchern aus dem Ausland zeigt man natürlich nur die wenigen modernen Anstalten der Hauptstädte, die Millionen gekostet haben, und für diese Paradeinstitute erntet die Regierung selbstverständlich ausgiebiges Lob. Nichtsdestoweniger sind in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der russischen Gefängnisse die Gesundheitsverhältnisse menschenunwürdig und himmelschreiend.

Verkehrswesen.

Telephonunfälle sind in unserer verkehrsfrohen Zeit leider allenthalben an der Tagesordnung. Und zwar sind es seltsamerweise in den wenigsten Fällen Verletzungen durch Elektrizität, die auf dem Wege des Stromüberganges auf den Telephonierenden zustande kommen, sondern Schädigungen durch Schalleindrücke, deren Wirkung, wie die „Berliner klinische Wochenschrift“ schreibt, durch Autosuggestion, also übertriebene Furcht resp. die Einbildung, einen schweren gesundheitlichen Schaden erlitten zu haben, bedauerlicherweise erheblich in ihren schlimmen Folgen verstärkt wird. Diese Gefahren bestehen nicht nur für die Telephonbeamten, die allerdings selbstredend den größten Prozentsatz der Geschädigten darstellen, sondern auch in gleicher Weise für das große Publikum. Dadurch, daß die vielleicht an und für sich durchaus harmlosen Geräusche vermittels seelischer Einflüsse in ihrer Wirkung übermäßig vergrößert werden, kommt es zu Betäubung, Ohrschmerzen, Ohnmachten, Gehörstörungen, Schwindelanfällen und sogar zu Krämpfen. Was schon allein die Furcht vor der Elektrizität zustande bringen kann, zeigt der Fall eines Straßenbahnführers, der nach einer Berührung mit einem vermeintlich stromzuführenden Draht schwer erkrankte, obwohl nachweislich in diesem gar kein Strom vorhanden war. Durch die Zeitungslektüre von Unfällen durch Blitzschlag, von Starkstromverletzungen und schließlich von elektrischen Hinrichtungen in Amerika wird die Furcht zumal der Telephonistinnen vor Beschädigung durch den Strom auch nicht gerade verringert. Es darf es erwiesen gelten, daß der größte Teil der Telephonunfälle den sogenannten Knackgeräuschen zur Last zu legen ist, die in der Eisenmembran entstehen, und die man durch Drücken auf den Boden einer leeren Konservenbüchse ungefähr nachahmen kann. Um diese Knackgeräusche aufzuheben oder doch wenigstens abzuschwächen, hat man jetzt eine Membran aus Glimmer konstruiert, die in der Mitte ein rundes Loch von 3 Zentimeter Durchmesser hat, welches durch eine aufgekittete Eisenmembran verschlossen ist. Dadurch hat man in der Tat erreicht, daß die Knackgeräusche bedeutend weicher werden, so daß aus der allgemeinen Einführung dieser Glimmermembran ein Sinken der Unfallziffer im Telephonbetrieb zu erwarten ist.